

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **14 (1936-1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIV. Jahrgang, Heft 8 — Januar 1937

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

September 1905. — Weltzustand. — Während ich hier in Lueg am Rande des Waldes über dem leuchtenden See sitze und schreibe, ereignet sich in der Welt dieses: In Venezuela läßt der Diktator Castro in den überfüllten Gefängnissen erwürgen und zu Tode martern: die Leiche eines Verbrechers bleibt an den lebenden jungen Obersten X. so lange angekettet, bis der Oberst wahnsinnig wird. In Baku schießen seit 8 Tagen die Armenier und Tartaren aufeinander, werfen Frauen und Kinder in die Flammen der Häuser, das Ganze erleuchten auf Meilen die roten Riesenflammen der brennenden Petroleumlager. In irgendeinem skandinavischen Gefängnis sitzt zugleich der ungeheuere zwanzigfache Mörder Nordlund und zermalmt die Riesenkräfte seines Willens an der stumpfen leeren Kerkermauer, die er anstiert. Und die Gefängnisse! die unschuldig Verurteilten! und die sogenannten Schuldigen! und die Armenviertel von London und New York...
(Aus Hugo von Hofmannsthals Tagebüchern.)

1. Jänner 1937. — Weltzustand. — Während ich hier, eben von der sonnigen Höhe über dem Nebel zurückgekommen, auf meiner Stube sitze und schreibe, ereignet sich in der Welt dieses: In Spanien läßt der Diktator Pöbel Geiseln in den überfüllten Gefängnissen massakrieren und zu Tode martern: ein greiser Priester wird mit Petrol übergossen und verbrannt, und auf den Feldern liegen die Toten wie weggeworfene Blumen umher. Vor Madrid schießen seit endlosen Wochen Brüder des gleichen Volkes aufeinander, werfen Bomben auf Häuser und Spitäler; dann und wann gellen die Sirenen zum Zeichen der Flucht unter die Erde; nachts leuchten riesige Fackeln aus der lauernden Schwärze. In irgendeiner europäischen Stadt fährt ein Meister des Rades sein Neujahrsrennen und zermalmt die Riesenkräfte seines Körpers und sturen Willens in den Runden des tobenden Stadions. Und die Kunst! die hohe Politik! und die sogenannten Unschuldigen! und noch immer die Armenviertel von London und New York...

*

„La plupart des jeunes gens croient être naturels, lorsqu'ils ne sont que mal polis et grossiers.“ La Rochefoucauld hat das ungefähr um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschrieben. — Und dann gibt es amerikanische Filme, in denen sich Freunde als besondere Liebesbezeugung k. o. schlagen,

schön coiffierte Damen ihre reizenden Füßchen auf das Pult des Direktors setzen und mit dem Stuhle und den Wimpern wippen, während sich der gekaute Gummi auf dem Parkett breit macht. Es gibt solche amerikanische Filme. Und ferner gibt es ein Studentenheim an der ETH und dieses und jenes.

*

Mancher kühne Reiter wird sich seiner Kühnheit oft erst auf dem Pferde bewußt; die meisten erst, wenn sie mit einer Beule im Grase liegen. Dieser Satz gilt im übrigen nicht nur für die Kavallerie.

*

Die Schweizerische Hochschulzeitung hat neben ihrer neuen aparten äußeren Aufmachung auch eine wesentliche innere Wandlung erfahren. Eine gediegene Auslese von Aufsätzen namhafter Mitarbeiter und die kluge Beschränkung der Hefte auf ein Thema — November: Erasmus-Heft, Dezember: Hochschule und Sport — sind von den Lesern mit Freude begrüßt worden. Es handelt sich bei dieser Neugestaltung um einen Versuch, in der genannten Zeitung ein Organ für das schweizerische Hochschulleben und für die wissenschaftliche Forschung, besonders unseres Landes, zu schaffen. Der „Zürcher Student“ wünscht der Schriftleitung weiterhin guten Erfolg und hofft auf eine gedeihliche Zusammenarbeit der beiden akademischen Zeitschriften.

*

„Wir Schweizer leben einfach viel zu üppig!“ seufzte ein feiner Herr nach dem vierten Gang des opulenten Mahles und bestellte einen Camembert. Beim Mokka fluchte er auf die Warenüberschwemmung durch das Ausland und auf Bern und die Fremdenpolizei. Aber vielleicht war auch die Havanna mit dem schlechten Deckblatt dran schuld.

*

„Herr Tschudi, wo bleibt das Positive?“ — Oh, ich habe es in den letzten Tagen des alten Jahres mit eigenen Augen gesehen. Vor einem Schaufenster mit kandierte Früchten und anderen Festtagsherrlichkeiten. Da stand ein ärmlich gekleideter Knabe und sog den ambrosischen Duft ein, der aus der Backstube heraufstieg. Er schaute sich auch fast die Augen aus. Und dann kam die gute Fee in der Gestalt einer jungen Dame, und weil sie eine Fee war, war sie auch schön, wie ich mich flüchtig vergewissern konnte. Sie hieß ihn eintreten und sich etwas aussuchen. Aber eben nicht so, meine Lieben, wie das mancher getan hätte, mit wehleidiger Stimme und tiefender Rührung vor der eigenen Güte. Sie tat es mit der fröhlichen Selbstverständlichkeit des wahrhaft guten Menschen. Sie lachte sogar einmal hell heraus, und der Bub lachte mit, und es war etwas doppelt Schönes um die Confiserie. Und vielleicht wäre noch zu sagen, daß der Arzt Soundso einem Kind das Leben rettete, und ein kleines Mädchen einen lahmen Spatz pflegt, und ein Arbeitsloser an den Herrgott glaubt...

ET IN TERRA PAX.

Es steht im Evangelium. Es steht in den Messetexten der katholischen Kirche. Es steht über Weihnachtsartikeln geschrieben. Darum wäre dieser Titel gefährlich. Weil er zu Sentimentalitäten und falschem Zauber verleitete. Weihnachtsartikel werden nicht das ganze Jahr verlangt. Aber Gott sei

Uniball 1937

Freitag, den 5. Februar 1937

in sämtlichen Räumen des Kursaales

Beginn 21 Uhr

*Motto: Was dem Mönche das Brevier,
Was dem Dichter das Papier,
Was dem Physiker der Fall,
Sei dem Student der Uniball!*

Wir bieten

Tanzmusik

von drei großen Orchestern

Echt studentische Dekorationen

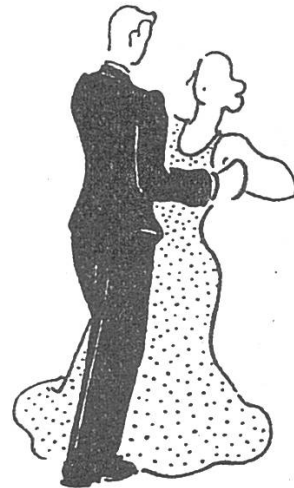
Große Tombola

Attraktionen u. Überraschungen

Budenbetrieb

Ganz besonders billige

Konsumationspreise!



Wir wünschen

*Eine Riesenbeteiligung von Dozenten, Studenten
und Freunden der Universität*

Für eine Paarkarte Fr. 6.—

Für eine Einzelkarte Fr. 4.—

Die Uniball-Kommission

Dank ist Weihnachten vorüber. Darum wagen wir es, den Titel zu schreiben.

Manche erwarten zwar auch heute noch von dem „Friede auf Erden“, wenn es von den Kanzeln wieder gepredigt und von den Weihnachts-Feuilletonisten unterstrichen, umschrieben und ummalt wird, daß es Wunder wirke. Doch die meisten erwarten es nicht mehr. Weil nach dem Verbrennen der Christbaumkerzen der schöne Rauch und die Blendung wieder vorüber sind. Weil wir dann das Grand-Hotel der fröhlichen, o seligen Gnadenzeit wieder verlassen und ins Restaurant der alltäglichen Sorgenzeit zurückkehren. Und weil nach der Silvesternacht wieder elf Monate lang das alte Jahr sein wird, während derer man nicht vom Frieden auf Erden sprechen wird. Erst nach diesen ungefähr elf Monaten wird man wieder — für Weihnachten Reklame machen. Aber unterdessen sind die Ehre in der Höhe und der Friede in der Tiefe vergessen.

Das Wort zieht nicht mehr. Das ist klar. Etwa so, wie ein Luftballon neben der Douglassmaschine nicht mehr zieht. Der Luftballon ist ein Spielzeug geworden. Warum zieht es nicht mehr?

Schon die Formulierung „auf Erden“ wird als an dem Versagen mitschuldig erkannt werden müssen. Denn im gewöhnlichen Leben — am Werktag — sagen wir nicht „auf Erden“, sondern „auf der Erde“. Soll also das Wort ziehen können, so wird man schon zuallererst sagen müssen: „auf der Erde“. Denn „Erden“ gibt es nicht. Außer in der Poesie. Und solange nur die Poesie den Frieden macht, gibt es diesen in Wirklichkeit nicht. Und wahrscheinlich wird es den Frieden auch nicht geben, solange ihn nur die Kanzeln machen. Oder die an Weihnachtsprofitem interessierten Geschäfte. Denn ein paar Wochen nach Silvester haben schon die Fastnachtsartikel ihre Konjunktur. Acht Tage nach Neujahr hört man die „Giftspritze“ ausrufen.

Man sagt, daß die Herzen den Frieden machen können und sollen. Aber wie bringen das die Herzen zuwege? Die Herzen sind nicht immer der Tresor der Weisheit. Wenn ein jeder den Verstand und die kritische Vernunft des Sokrates hätte, dann würden wir unsern Herzen eine gewisse Weisheit ein-

geben können. Eine Weisheit, die zum Beispiel vor plötzlicher Blendung bewahren würde. Oder vor plötzlichem Umkippen. Das Umkippen vor großen Schnauzen. Die Blendung durch marktschreierische Mären.

Und eine solche Märe wäre zum Beispiel das Gerede, daß es keinen Frieden geben könne. Oder das Gerücht, daß man den Menschen nicht erziehen könne. (Vielleicht kommt das auch nur daher, daß man immer von der Erziehung bzw. Nicht-Erziehung des Menschen „geschlechts“ spricht... Man muß eben den Geist erziehen wollen!) Aber auf der Märe, daß es keinen Frieden geben könne — die ungefähr dasselbe ist wie das Gerücht von der Unerziehbarkeit —, beruht die Auffassung, daß man sich mit der Gegebenheit oder Wahrscheinlichkeit des Krieges einfach abzufinden habe.

Es gab einmal Leute, die achtete man als Durchbrecher dieser Märe. Man nannte sie Pazifisten, und das war einmal ein Ehrentitel. (Im Gegensatz zu Überschriften auf Weihnachtsartikeln.) Heute darf man diese Leute nicht mehr verteidigen oder gar sich zu ihnen bekennen. Ja, man dürfte sie nicht einmal mehr erwähnen; denn sie sind schlechte Gesellschaft. Und tut man es doch, so riskiert man, der Verfemung zu verfallen. Und in einem Jahre ungefähr wird man vielleicht sogar die Freiheit seines Leibes riskieren. O weh! Also erwähnen wir die Pazifisten lieber nicht. Legen wir uns besser nicht für sie ins Zeug. Es wäre wirklich hoffnungslos. Wir würden im besten Falle überhört oder ausgelacht...

Vielleicht haben es die Pazifisten auf der ganzen Linie falsch gemacht. Das mag sein. Sie haben ihre Lehre zu abstrakt, zu allgemein und zu postulativ vorgetragen. Sie wollten weitherzig und offen sein, aber sie hatten einen engen Blick. Sie haben die menschliche Seele, das heißt deren Gegebenheiten, nicht ihre Wünsche, übersehen. Vielleicht auch die „Psyche“ des Jahrhunderts, wie manche so schön sagen. (Oder den „Mythos des Jahrhunderts“, was noch schöner klingt. Oder das Mysterium dieses Mythos — und den Mythos des Mysteriums — und das Jahrtausend des Untergangs des Abendlandes!)

Sie haben das Oberwasser, das sie nach dem Kriege hat-

ten, nicht auszunützen verstanden. Doch ihnen daraus einen Vorwurf oder einen Spott zu machen, wäre etwas voreilig. Gab es denn dort wirklich etwas auszunützen? Die Friedensstimmung unmittelbar nach dem Kriege war vor allen Dingen Müdigkeit und durch diese bedingter Abscheu und Abwehr gegen die durch den Krieg gebrachten Leiden, also mehr gefühlsmäßige Negation des Krieges als bewußte und besonnene Position des Friedens. Mehr Sentiment als Wille. (Und heute haben wir längst erfahren, daß man solche gefühlsmäßigen Reaktionen und mit ihnen ihre Ursachen — nämlich die Leiden selbst — furchtbar schnell vergißt.) In jener Stimmung konnte man wohl flehende und beschwörende Friedensreden halten, aber keine konkreten, klaren Positionen schaffen. Und die Männer, die positive Punkte gebracht hätten, wurden schon damals von jenen, die ihre Interessen nicht im Frieden sahen, totgeschwiegen oder kaltgestellt.

Da gab es für wirkliche Friedensgesinnte gar nicht soviel „auszunützen“. Kein eigentliches Oberwasser. Denn Müdigkeit und bloßer Abscheu schaffen nicht unmittelbar neue Werte. Höchstens die Wege dazu. Und diese hat es damals wirklich gegeben. Sollen wir also doch nach der Schuld fragen, warum diese nicht begangen wurden? Sollen wir doch die Pazifisten anklagen?

Nein: diesen vorzuwerfen oder sie zu belachen, daß sie den „kommenden Krieg“ nicht zu verhindern vermochten, ist einfach billig. Überhaupt ihnen irgendetwas von dem anzukreiden, was mit der heutigen Lage zu tun hat, wäre mindestens unsachlich. Man könnte ihnen höchstens vorwerfen, daß sie schlechte Psychologen waren. Daß sie zwar den Seelen helfen wollten, aber die Labilität der Herzen und der Gemüter vergaßen. Und daß sie nach dem Kriege kamen. Nicht vorher — sagen wir: vor dem „nächsten“. Denn wenn schon der Friede geschaffen und gesichert werden soll, dann muß er in der Kriegsgefahr geschaffen werden. Dann muß er in einem Augenblick erkannt und zwar als stärker erkannt werden, wo man schon geneigt war, den Krieg als den Stärksten anzuerkennen.

Dieses Postulat scheint vielleicht zu gewagt und zu schroff. Denn im allgemeinen ist man doch der Ansicht, daß der Friede

am ehesten und leichtesten dann geschaffen werden könne, wenn der Krieg „am Boden liege“ und man seiner zum mindesten müde, also überdrüssig sei... Hat die Geschichte der — als Begriff schon zu Berühmtheit gelangten — Nachkriegszeit diese Ansicht nicht Lügen gestraft? Ist darum vielleicht nicht die Behauptung die einzig richtige, daß die Pazifisten nichts ausrichten konnten und zur Wirkungslosigkeit bzw. zu Scheinerfolgen verdammt waren — weil sie gegen Ressentiments und unterdrückten Revanchewillen sprachen?

Wir wollen doch nicht annehmen, daß die Pazifisten nur darum schlechte Gesellschaft wurden, weil sie keine so schönen Uniformen besaßen wie ein gewisser General! Denn darin werden sie den Generälen immer nachstehen: im Sex appeal des Kleides. Sie haben keinen Führer, von dem sie singen können: O General, o General, wie schön sind deine Kleider...! (Zweite Strophe: wie blank sind deine Orden!)

Warum vermag der Gedanke des Friedens nicht jenen Glanz auszustrahlen, den eine schmutzige Uniform ausstrahlt? Ist er zu wenig sinnfällig? Zu abstrakt, zu wenig faßlich? Es scheint ein bißchen daran zu liegen... Also: wollen wir dem Frieden auch eine Uniform geben? Wollen wir für seinen Gedanken auch jene Propaganda machen, die von findigen Geschäftsleuten alljährlich für das Weihnachtsfest gemacht wird?

Dann wäre der Teufel mit Mephistopheles ausgetrieben.

Nein. Wir wiederholen das andere: Krieg und Frieden müssen sich miteinander messen. Sie müssen als mindestens gleich starke Gegner einen Rangstreit miteinander austragen. Bisher ist Mars der feistere gewesen. In diesem Augenblick ist er wohl der Allerfeisteste. Das wird allgemein zugegeben. (Man befindet sich in der besten Gesellschaft, wenn man das behauptet.) Der Gedanke des Friedens ist ein jämmerlicher Däumling dagegen.

Das hat wohl die Pazifisten so schweigsam und manchenorts an ihrer Überzeugung irre gemacht, daß sie ihrem Gedanken keine Rüstung zu geben vermochten, daß sie ihn nicht konnten ein greifbares Bild werden lassen. Der Krieg aber hat immer leichter ein Bild zu finden als der Friede. Denn man kriegt gegen einen andern, aber man friedet nicht gegen...

Oder sollte das doch möglich sein: sollte man den Frieden doch „an einen erklären“ können? —

Die lateinische Sprache — oder das römische Recht (was in diesem Falle dasselbe ist) — hat für das in unsrer Sprache mit „Vertrag“ bezeichnete Rechtsgeschäft ein Wort, das eigentlich „Friedensschluß“ oder „Befriedung“ bedeutet. Das heißt: mit dem, den ich zum Vertragspartner gemacht habe, lebe ich im Frieden, *vertrage* ich mich. Dem habe ich „den Frieden erklärt“. (Ob diesem Begriff die Vorstellung vorausgeht, daß der Nicht-Partner mein Feind ist, wollen wir hier unerörtert lassen.)

Man kann sich also darunter, daß man einem andern „den Frieden erklärt“, vielleicht doch etwas vorstellen. Man kann sich mit dem Gedanken vielleicht doch vertraut machen, daß man für den Frieden „rüstet“ und dieser damit ein Bild, eine deutliche Gestalt gewinnt.

Wir aber haben es heute so weit gebracht, daß man hemmungslos vom Kriege spricht, der vor der Türe stehe —, als spräche man von einem Lebensmitteleinkauf. „Der kommende Krieg.“ „Der Krieg von morgen.“ „Der totale Krieg.“ „Der notwendige Krieg.“ Als müßte er wirklich nur noch kommen. Als wäre der nächste Tag nicht denkbar ohne ihn. Als könnte er nicht mehr anders vorgestellt werden denn als eine Miteinbeziehung alles Lebendigen und Geschaffenen. Als wendete er wirklich die Not. Er allein. Der, welcher doch zweifellos die ärgste der Nöte wäre, als Not-Wender!

Das ist die Schande, daß wir unsere Herzen damit abg gespeist haben. Daß wir vor der Verblendung in die Knie sanken und klein beigaben. Vor der Verblendung, daß die Not nur durch die noch größere Not behoben werden könnte. Daß die Menschen — und das heißt doch: wir selber — so oder anders „wieder einmal einen haben wollten“. Einen Krieg, eine Blendung.

Daß wir die Märe glaubten, es wäre ja doch schon so weit. Daß wenn einer den Krieg begehre, die andern eben notwendig mitmachen müßten und auch in den Krieg zu ziehen hätten, — als könnte man des Begehrlichen nicht auch *s p o t t e n* und ihn mit Hohngelächter übergießen! — Nein, wir haben

allen Humor verloren und sind alle ganz brav dazu bekehrt, daß das „notwendige Übel“ eben sein müsse. Wie die Polizei.

Wahrhaftig, diese Geschichte beweist, daß sich die Menschen erziehen lassen. Ob sie sich aber nicht doch auch zu einem andern erziehen ließen...?

Ein schöner Mythos, diese Geschichte vom Krieg, an den man zu glauben hat... Mehr und mehr Sendestationen werden auf diese Welle gleichgeschaltet. Und doch gibt es noch Leute auf der Erde, die anscheinend „auch“ noch an etwas anderes glauben. Sogar Leute, die in Generalsuniform stecken. Allerdings nicht in Europa. Vielleicht müssen wir bei den Chinesen in die Schule gehen. Dort nämlich soll es einen Generalissimus und Ministerpräsidenten geben, der in einer seiner staatsmännischen Reden empfahl, daß „Erziehung besser sei als Bewaffnung“... Oder hörten wir nicht recht? In Europa heißt es doch, daß „Kanonen wichtiger seien als Butter“, nicht?

Man kann dieses Wort auch variieren. Man kann sagen: Erst die Kanonen, erst die Bombenflugzeuge, dann die Butter. Denn mit den Geschwadern will man doch die Butter, das Korn und das Schweinefleisch holen. „Will man“ — sofern man nicht in erster und letzter Linie einfach das Feindesland verwüstet. Das Land und die Wälder, die Butter und die Kornfelder.

Aus Hunger entstanden die Kriege. Aus Hunger w o n a c h , das ist egal. Aber wir wissen heute, daß ein neuer Krieg wahrscheinlich von dem Erhungerten nicht viel einbrächte; denn der „Krieg von morgen“ ist vor allen Dingen Zerstörung. Zerstörung des in seinen Besitz Begehrten. Aber wenn man nichts hat und dazu noch das zerstört, wonach man trachtet, so heißt das nichts anderes, als daß man den Hungertod beschleunigt, daß man sich selber auch preisgibt. Daß man Freund und Feind vernichtet. —

Ist dieses vielleicht der totale Krieg? Der heilige Krieg? Denn so predigt man doch wieder, nicht wahr? Man predigt gegen den Egoismus des andern, gegen den Menschheitsfeind und so weiter. Und gegen alle diese erklärt man den bitter notwendigen Krieg, „zu dem man sich so schwer entschließt“ — oder eben nur, weil es ein „heiliger Krieg“ ist. Ein Krieg für die

Zivilisation, für die Rettung des Abendlandes, für Gott — und gegen das schlechte Gewissen. Und da erbricht sich niemand. —

Und doch ist der Hunger der Vater des Krieges. Der Wunsch, den Hunger zu stillen, greift zu diesem Mittel, demgegenüber andere sich als so schrecklich untauglich erwiesen haben. Und doch sollte man meinen, daß der erfinderische Menscheng Geist im Laufe der Zeiten — oder sagen wir bescheiden: der Neuzeit — auch andere Wege hätte finden können. Und andere Mittel als Giftgase. Das wäre doch eigentlich gar nicht soviel verlangt. Wenn zum Beispiel die Intelligenz und die Arbeit, die man für Erfindung und Herstellung der chemischen Kampfstoffe verschwendete, für die Erfindung anderer Stoffe — — Aber was hilft es, das wieder und wieder zu erwähnen! Warum hat man es denn nicht gemacht? Man hätte es doch gewiß gekonnt!

Wenn man es also nicht gemacht hat, so muß das entweder an der Trägheit bzw. Beharrlichkeit des menschlichen Geistes oder dann an einer Deflation des Geistes überhaupt liegen. Wörtlich übersetzt: an einem Schwund des Geistes, oder mindestens am Schwund des Selbstvertrauens dieses Geistes! — Wer ist schuld?

*

War dies vielleicht auch der Fehler der Pazifisten, daß sie den Frieden nicht in der Organisation der Wirtschaft, sondern eben „nur“ in Appellen an den Geist anpackten? — Vielleicht sind sie ungenügende Realpolitiker gewesen. Sie haben an die eine Seele im Menschenherzen zwar appelliert, die andere aber gar nicht in Rechnung gezogen. — Hätten sie es denn nicht auch anders machen können? Besser. Sachlicher.

Sie glaubten wohl zu sehr an ihren Frieden. An das Ereignis des Friedens. Sie wollten ihn zu wenig schaffen. Sie erklärten den Frieden nicht — an jene, die von einem Ereignis des Friedens nichts wissen wollten. Sie predigten zwar den Frieden, aber sie gaben ihm keine Gesetze. Sie zeichneten nicht einmal Landkarten für ihn.

Jene aber, welche die neuen Standbilder und Altäre des Krieges erbauten, sprachen nicht vom „Glauben an den Krieg“, sondern hämmerten den Gemütern — etwa nur den schwa-

chen? — das Gesetz des Krieges ins Herz! Sie zeichneten Kriegskarten und entwarfen Kriegsfahnen. Ganz ohne Sentimentalität. Sie fabrizierten Tanks und Granaten. Mit kalter sachlicher Berechnung. Und die Leidenschaft der Massen sollte als Vorspann dienen. —

Nun ist es einfach Tatsache, eine schmerzliche, aber nicht aus der Welt zu diskutierende Tatsache, daß man die Werkzeuge und die Leidenschaft für den Frieden nicht so leicht machen kann. Und daß es dabei keine „kalte Berechnung“ gibt. (Man hat es zwar auch damit versucht. Man suchte mit der Gegenüberstellung von Rüstungsziffern und den Krüppellegionen einerseits und den Ausgaben für friedliche, wirtschaftliche und kulturelle Werke andererseits Stimmung zu machen. — Es half nicht viel. Man erzeugte ein wenig Adventsstimmung, aber keine Weihnachten.)

Wenn man vom Krieg spricht, so weiß man immer einigermaßen, womit man es zu tun hat und in welchen Sphären er sich abspielen wird. Es ist, ob es sich um den Krieg zur See, zu Land oder in der Luft handelt, eine Angelegenheit „auf der Erde“. Es ist ein gewaltiger Material-Einsatz, eine äußerst massive Sache. Eine dermaßen massive, daß davon unbedingt ein Zauber ausgeht. Fast möchte man das schreckliche Märchen einmal „erleben“. Das Märchen, von dem man so phantastische Bilder sah und das man sich auch ohne diese so gut vorstellen kann. Daß einen ein Jucken und Kitzeln ergreift — wie bei einem Liebesspiel...

Gibt es aber so etwas, wenn man vom Frieden spricht? Haben die Versprechungen von materiellem Wohlergehen (das im Frieden größer und einwandfreier sein soll als im Kriege) etwas so Verlockendes wie die Verheißungen und Verführungen, durch Krieg den Hunger zu stillen? Wird man jemals das Bild des Friedens malen können (ohne sentimental zu sein)?

Und doch müßte an dieser Stelle, da wo der Zauber des Krieges sich auszubreiten anfängt (ob er ein schöner oder häßlicher Zauber ist, sei uns jetzt egal), der radikale Friedenswille einsetzen. Die radikale Erkenntnis des Friedens und seiner Kraft. Dann stellte sich auch eine größere und umfassendere Sehnsucht nach ihm ein als wir jemals eine sahen.

Dem strotzenden und prahlenden Kriege müßte der Friede erklärt werden. Dann wenn der Krieg vor der Türe steht und lärmend schon an die Fenster klopft, wenn er (so ganz anders und begreiflicher als der Friede) Ereignis zu werden droht, wird ihn vielleicht ein ruhiges Herz, ein kaltblütiges Lächeln erschrecken können. Aber nicht Verzweiflung. Wenn sein Feind erschreke, würde ihn das nur reizen.

Doch bisher war es so. Man erlag dem Drohen und der Verzauberung. Also käme es nun darauf an, dem Gespenst einmal nicht zu „glauben“. Einmal dem Kriege, der auf seine Begreiflichkeit und Selbstverständlichkeit, auf seine Heimlichkeit und Unausweichlichkeit pocht, zu entgegenen, daß das alles gar nicht so begreiflich und unumgänglich sei. — Und er wird stauen.

Es käme darauf an, ihm zu erklären, daß man sich ihm nun einmal nicht „stelle“. Daß man auf diese Auseinandersetzung, die er einem biete, verzichte. Auf diese lächerliche Schlächtereier mit Gasen und Maschinen. Auf diese ganze unsachliche, zwar von Menschen erfundene, aber doch eigentlich nicht für Menschen geschaffene Prahlerei mit Krachen und Stinken... Und er wird noch mehr staunen. (Man muß es ihm nur ruhig und kaltblütig sagen. Mit einem ironischen Lächeln oder was man dann Ähnliches zur Hand hat.)

Dann wird er vielleicht gewaltig toben und losplatzen:

„Und wenn ich Dich nun überrenne? zerdrücke wie eine Käsfliege?“

Dann würden wir doch gewiß antworten: „Versuch es“, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne zu erröten und ohne uns zu verkriechen. Wir blieben stehen im Vertrauen darauf, daß er sich schämte, uns nun zu überrennen. Und er schwiege vielleicht eine Weile. Dann fragte er uns:

„Warum wagst Du das — stille zu stehen und mich zu verachten?“

Und wir antworteten, ruhig, doch mit kräftiger Stimme:

„Wir haben die Erde lieb. Wir wollen nicht, daß sie verwüstet werde.“ (Ob wir damit dann die eigene Heimat oder die des Bruders meinten, das würde sich zeigen.)

„Weißt Du denn, welches Land verwüstet würde?“

„Jedes würde verwüstet, wenn Du uns zwängest, mit Deinen Waffen zu kämpfen. — Darum fordern wir Dich auf, zu andern Waffen zu greifen. Und wenn Du es nicht kannst, dann —“

„Dann werde ich Herr der Erde sein.“

„Und ganz allein wirst du herrschen. Ohne einen Rivalen, ohne einen Gegner; denn wir werden die Erde verlassen, um nicht unter Deiner Herrschaft zu sein. Ohne ein Land wirst Du sein, auf das Du noch Deine Pranke legen kannst.“

„Ohne Gegner? ohne Raub? Das wäre aber langweilig. Und ich glaubte doch immer, der Friede wäre langweilig.“

„Du weißt nicht, wie der Friede wäre. Niemand weiß es. Denn wir lebten noch nie ohne die Angst vor Dir. Heute aber haben wir uns entschlossen, die Angst hinwegzutun.“

„Und wenn ich Dich einfach fressen will?“

„Dann friß uns.“ Denn wir zögen es vor, ins Unbekannte hinüberzugehen als der Schande zu erliegen. **Hugo Mettler.**

ZUM DANK.

Fern von Europa, und ihm doch so nah, möchte ein junger Studienkollege einen Gruß an seine Kommilitonen in Zürich senden, wo es ihm vergönnt war, während der Dauer eines Jahres an dem schweizerischen Universitätsleben mit seinen durch Land und Volk bestimmten Eigenheiten und gerade heute, in den Jahren der Wirrnis, vornehmlich fühlbaren Vorzügen teilzunehmen. Vielleicht war es der jähe Wechsel aus den Schweizer Bergen und Tälern in die tropische Zone Südamerikas, welche nachträglich jene Sonderheiten verstärkt spüren ließ: hier ein Land mit stets wechselnden Landschaften, mit Schneebergen und Schluchten, mit Wäldern und Wiesentälern und mit dem jährlichen Kreis der Jahreszeiten; dort ewiger Sommer und ewige Sonne, phantastische, aber stets gleich bleibende Vegetation und Tierwelt; hier ein Volk mit bodenständiger, aus jahrhundertelanger Entwicklung hervorgegangener Kultur; dort eine Kultur, deren Selbständigkeit noch in den ersten Anfängen steckt und welche deshalb jene Ablehnung gegen die Stammkultur aufweist, wie sie jungen Staaten eigentümlich ist. Endlich die Menschen selbst: im neuen Land der viel aufreibendere Kampf um das tägliche Brot, jedoch weniger geführt gegen seine Mitmenschen als gegen die Natur selbst, ein Auf und Ab im Leben des einzelnen, ein Angewiesensein auf sich selbst, auch wenn man im Auftrage des Staates handelt; im europäischen Lande dagegen geregelte Bahnen, die aber, so scheint es heute, allmählich ausgefahren sind.

Was es mit dem Fieber auf sich hat, das heute die Welt und insbesondere Europa durchrüttelt, wissen wir trotz scharfsinnigster Analysen unserer Kulturphilosophen und trotz umfassendster Deutungsversuche nicht. Sie dienen höchstens als leitende Prinzipien und sind mehr Gleichnisse als der Wirklichkeit entsprechende Wahrheiten. Wie dem auch sei: Die Erschütterung der Welt ist eine Tatsache, die jeder am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Sie bewegt die Herzen bis zur Verzweiflung und hat die gesamte Jugend erfaßt. Am deutlichsten verspüren wir es in der Frage, die wir am Anfang unseres Lebens irgendwie beantworten müssen: Welcher Aufgabe sollen wir unser Leben widmen? Eine lähmende Hoffnungslosigkeit ergreift den einen und den andern, ganz bestimmt nicht nur hervorgerufen durch das wirtschaftliche Darniederliegen der Berufe, sondern aus viel tiefer liegenden Gründen. Diese Furcht der Jugend entspricht der allgemeinen Angst mit ihrem „So kann es nicht mehr weitergehen“ und „Es muß anders werden“, welche nirgends über-tönt werden kann durch Heilrufe und lauten Marschtritt; der Selbst-täuschung wird um so bittereres Erkennen folgen. Die Jugend der Schweiz, so sehr sie behütet wurde durch die Tradition und das ziel-sichere Vorwärtstreben ihres Vaterlandes, mußte auch an den Un-geist unserer Zeit glauben lernen, und in Zürich drücken den jungen Menschen die gleichen Probleme wie überall anderswo in Europa. Aber zweifach ist die Jugend der Schweiz bevorzugt vor ihren Altersgenossen, einmal weil sie in einem Lande lebt, das noch heute mit dem Begriff der politischen Freiheit verknüpft ist, und dann weil die Jugend selbst das Glück gehabt hat, geistig frei erzogen worden zu sein; denn politische Freiheit ohne freie Verfügungsmöglichkeit über seine Gedanken wertet ebensowenig wie die Möglichkeit unbehinderten Denkens ohne politische Freiheit. Weil man in ihnen den-ken und sagen darf, was man will, sind die Schweizer Hochschulen vor vielen andern ausgezeichnet.

Ein Gegenstand des Denkens, in den Hörsälen und in den Wan-delgängen, war die Universität selbst, als eine heute oft diskutierte, selten abgelehnte, aber meistens veränderungsbedürftig erklärte In-stitution. In den Hörsälen, und hie und da auch außerhalb, wurde das alte und immer neue Thema von der Einheit der Fakultäten behan-delt. Wer schärfer zuhörte, konnte noch von einer anders gearteten Einheit der Universität vernehmen, einer viel ärmlicheren, aber für den Studenten weitaus wichtigeren Verwandten der ersten; denn wenn die Lösung des ersten Problems getrost unseren Lehrern und Professoren überlassen bleiben mag, so ist das zweite nicht eigent-lich ein theoretisches, sondern ein handgreiflich praktisches, das den Studenten betrifft. Von jedem wird die Universität, ohne Rücksicht auf die gelehrten Fächer, als eine Einheit aufgefaßt, wenn nicht an-ders, dann mindestens als eine Einrichtung, die ihre Tore den Be-

suchen nur nach Erfüllung gewisser Bedingungen öffnet und in denen man die alle Studenten umfassende Einheit erblicken kann.

Ein natürlicher Trieb, vornehmlich der Jugend, ist der Geselligkeits- und Unterhaltungstrieb, und gerade er vermag sich immer wieder einer großen Anzahl von Studenten aufzudrängen und sich ihnen als Form der Universität vorzustellen. Wenn die Gänge und Hallen überfüllt waren von den Reklamebemühungen für den nächsten großen Studentenball, wenn man aufgerufen wurde zu Sport- und anderen Veranstaltungen, schien es, als sähen die Werber hierin die Form der Universität. Auf Rechnung des genannten Triebes mögen die hübschen Versammlungen in den Pausen und das Scharren und Trampeln in den Vorlesungen kommen. Gewiß, ein wenig Spaß muß sein; ihn aber als Vereiner der Studenten aufzufassen, darf wohl, wenn auch zum Leidwesen seiner Vertreter, ohne weiteren Beweis abgelehnt werden. Etwas ernster ward es schon, wenn man das Leben und Treiben der politischen Studentenvereine, ob rechts oder links oder gar nichts von beiden, betrachtete. Jene eifrigen Ideologievertreter meinten ernstlich, durch Hineintragen ihrer beliebten Redensarten und Wunschträume in die Universität dieser eine unzerstörbare und ewige Basis verleihen zu können, um von dort aus später auch das Vaterland zu reformieren; solche Veranstaltungen konnten erschrecken ob der Niedrigkeit ihres Niveaus, deren Schuld wir aber schlechterdings nicht der „Krise“, diesem gern als Schlagwort gepflegten Worte, in die Schuhe schieben können. Und ebenso stand es mit den religiösen Bewegungen, etwa einer Oxford-Gruppe, die über die Universität hinaus gar die Menschheit erretten wollte; die Ursache ihrer Schwäche liegt diesmal ganz gewiß in der Krise. So schreiten wir weiter und gelangen zu Veranstaltungen, die ihren Ausgang von der Universität selbst genommen haben mochten. Ich denke an die Christliche Hochschulwoche, die zwar schon ein gutes Jahr zurückliegt, aber an die sich die meisten noch erinnern werden. Man saß da zu Hunderten beisammen und diskutierte. Sagte ein Kommilitone einfach, schlicht und laut: „Ich glaube nicht an Christus“, dann ward ihm stürmische Antwort und Widerlegung zuteil. Wurde aber bescheiden gefragt, wie es denn um die verschiedenen Möglichkeiten der Bibelauslegung stünde, dann schwieg man sich reichlich aus. Wurde damit dem Nichtgläubigen seine Ansicht über die Bezweifelbarkeit der Auslegungen nicht widerlegt, so wurde dem ehrlichen Christen noch weniger gedient, der doch für zweifelhafte Gebiete seines Glaubens Klarheit und Deutlichkeit (oder irre ich mich hier?) sucht. Eine andere Veranstaltung der Universität war die Hochschulwoche für Landesverteidigung, welche gerechtfertigt war durch Not und Notwendigkeit. Aber um so trauriger stimmte die Fröhlichkeit, mit der an einigen Veranstaltungen teilgenommen wurde, und die Freude, die man etwa den Filmaufnahmen von Gas-

bombenabwürfen abgewinnen konnte. Oder galt die Freude nur den sinnreichen Waffenkonstruktionen an sich? — Und endlich in den Vorlesungen selbst: wie selten gingen Diskussionen über ein „Es ist so, weil ich es glaube“ hinaus? —

Die von uns gesuchte Einheit der Universität kann zum Inhalt nur die von den vier Fakultäten gelehrtten Stoffe haben, womit materielle unsere Einheit festgelegt ist. Form sei genannt die gemeinsame Art und Weise, mit denen alle Materien vom Studenten behandelt werden oder behandelt werden sollen. Sie können mit Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Eifer, Übereifer usw. behandelt werden. Da aber dem Studenten, als Auszeichnung vor seinen Mitmenschen, die Möglichkeit des Studierens gegeben wurde, ist es selbstverständliche erste Pflicht, sie mit Eifer auszunutzen und seine Arbeit an sie zu verwenden. Hiermit ist eine allgemeine Form gefunden: die Arbeit vermag alle Studenten, gleich welcher Fakultät und welcher Weltanschauung, zu vereinen. Zu ihr hat heute vor allem der in der Schweiz Studierende seine Verpflichtung, da ihm wie wenigen anderen in Europa die Möglichkeit einer freien Gedankenaussprache geschenkt ist. Und nicht nur seinem eigenen Volke ist er verpflichtet, sondern letztendlich der gesamten Menschheit. Wahrhaftig, eine stolze Verpflichtung! Wir wollen es mit Johann Fischart halten, der in seinem Loblied auf die Zürcher Meisterschützen sagt:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.“

Die Hügel, die heute zu übersteigen sind, ragen hoch empor, und die Ströme sind tief und breit und reißend.

Und noch höher wollen wir hinaufsteigen, zu einer Tugend, welche in sich die in der Arbeit gefundene Form, die Materie und endlich sich selbst begreift. In der von jeher gerühmten Tugend der Bescheidenheit finden wir alle eben genannten Eigenschaften. Sie ist nichts Absolutes und keine Selbstlosigkeit; denn wer von seinem Selbst los ist, hat sich selbst verloren. Sie ist nur ein Ziel, aber als solches fähig, immer zu wirken. Sie begreift die Arbeit unter sich; denn wenn wir alle uns rühmen könnten, wirklich ganz unserer Verpflichtung nachgekommen zu sein und gearbeitet zu haben, dann soll uns die Bescheidenheit vom Rühmen abhalten, auf daß wir stolz auf das Selbstverständliche werden. Sie wirkt auf die Materie; denn sie erinnert daran, daß eine Meinung nicht nur eine Meinung, sondern auch nur eine Meinung ist, und daß ein Glaube ist, was der Name sagt und nicht Wahrheit. So werden wir uns durchringen zum „Ich weiß nur, daß ich nichts weiß“. Und die Bescheidenheit beschränkt sich selbst: Denn wer sich bescheiden dünkt, ist es schon nicht mehr. Der Besuch der Zürcher Universität ist eine Verpflichtung. Aber Fleiß und Bescheidenheit sind die Mittel zum Ziele. Und dieser Lehre gilt mein Dank.

Manaus (Brasilien), an der Wende zum Jahre 1937.

Walter Dreyer.

SULLA NECESSITA' DI CONSIDERARE LE LEGGI NATURALI NON GIURIDICHE.

Da quando gli uomini hanno incominciato a ragionare — ammesso che essi, in un periodo qualunque della storia abbiano cominciato — tutte le cose sono state investite dalla loro logica. La conseguenza più prossima e più tangibile di tale fenomeno si è manifestata nella tendenza a dare ad ogni cosa una giustificazione. Così, con l'andar del tempo si è cercato di spiegare tutto con metodi più o meno logici fino ad arrivare all'attuale momento nel quale il metodo della ragione ha superato la ragione stessa e si è caduti nella astrazione credendo ingiustamente che ogni operare umano possa, nella sua esteriorità essere considerato e conseguentemente regolato dal diritto. Nelle scuole s'insegna che il diritto investe ogni cosa: l'uomo dalla sua nascita fino alla sua morte, spesso anche prima di quella e dopo di questa; ma è pura astrazione e forse illusione di uomini dominati dalla propria scienza.

In fondo, le leggi che regolano la nostra vita sono ben altro che giuridiche. Cerchiamo di vederle.

Una legge dell'individuo preso a sè, come essere singolo, per conto mio non esiste. I Robinson Crusè sono prodotti della mente fantasiosa di qualche scrittore e tali sono rimasti anche se parecchie scienze o coscienze sono partite, più che altro per necessità sistematiche, da una economia individuale. Forse ha ragione William Rappard quando afferma, nel suo aureo libro che l'individuo è una astrazione.

Ogni uomo, grande o piccolo che sia, forte o debole, ha bisogno di un aiuto, spesso solo di un aiuto morale, di un consenso. Ma senza un altro cuore che batta almeno, nessuno potrebbe vivere. Così nasce già fin dai primi momenti di vita la legge che forse è alla base di ogni nostro operare e di ogni nostro progresso: la legge di associazione. Essa non è necessariamente giuridica, nè tanto meno morale. E' molto probabile che le prime associazioni abbiano avuto degli scopi assolutamente privi di ogni carattere etico e che siano sorte con tutt'altre intenzioni che di far del bene. Molte di quelle ancora esistenti sono regolate da principi che non hanno niente a che fare con l'eticità: si pensi solo alle associazioni a delinquere alle quali, checchè si dica, non si può negare il carattere coesivo e disciplinare perchè quasi sempre sono rette da statuti ed hanno norme e punizioni ed organi. Senza andare tanto lontano si guardi alla attività di certe società apparentemente rette da articoli di legge e che vanno sotto il nome casto di Anonime dove lo „honeste vivere“ giuridico potrebbe essere ancora un lontano desideratum.

La famiglia nelle sue prime forme di società coniugale e parentale è — si dice — istituto giuridico e nelle Università e nei

codici si parla di uno specifico Diritto di Famiglia: esistono norme, garanzie, principi. Ma io mi domando che cosa diventerebbe la famiglia se essa dovesse esclusivamente poggiare sulla esteriorità labile delle norme di legge. Se noi togliamo tutte le norme giuridiche che regolano la famiglia ad un uomo e ad una donna che si vogliono bene e che stanno insieme, noi non constatiamo nessun cambiamento; le leggi che regolano i loro rapporti saranno fisiologiche, psicologiche, forse anche, non necessariamente, morali. La società coniugale esiste. Viceversa noi potremo invocare tutte le norme, tutte le garanzie giuridiche contro colui che avrà rotto il vincolo coniugale, potremo irrogare tutte le pene imaginabili e ricostruire o mantenere esteriormente l'associazione, ma in realtà, ove la legge psicologica o fisiologica venga a mancare, tutte le nostre coercizioni legali non serviranno a nulla. La società coniugale non esiste più.

Meglio la considerarono, con maggiore profondità, gli antichi Romani i quali, nella coscienza più chiara che essi ebbero del giure, seppero lasciare ogni oggetto alla sua legge riguardando il matrimonio come uno stato di fatto. Soluzione pratica, diremo noi, quasi semplicistica, ma che è sempre preferibile a quella che il diritto canonico, nel suo intransigente assolutismo ci ha lasciato, di un istituto rigido e forzato, contrario alla natura stessa dell'associazione. Tuttavia, quasi subito, le esigenze pratiche della vita hanno finito per far accogliere nell'istituto giuridico della società coniugale la negazione giuridica di esso: il divorzio.

Nella sua inesorabile invadenza il diritto ha colpito anche lo Stato in tutte le sue molteplici manifestazioni e si dice che esso è, sotto certi aspetti, istituto giuridico. Ora se lo Stato è, in certi momenti (modus) la forma più alta di astrazione giuridica, tuttavia le sue leggi, le leggi che lo regolano sono in gran parte, a me pare, di natura estragiuridica.

Lo Stato nasce con la forza, e non ha che una legge: quella della forza. In fondo esso può essere considerato come un fatto costituito da un popolo, da un territorio, da una forza originaria non giuridica; poichè forza giuridica vuol dire forza ragionata e derivata: tale è quella che compete al popolo quando si afferma che esso è detentore della sovranità, nella teoria liberale ed in quella democratica. Nelle forme democratiche e liberali di Stato la forza originaria dello Stato (potestà d'impero) può sussistere accanto alla forza giuridica del popolo (sovranità) in un rapporto che è essenzialmente di sindacato politico. Quindi non esiste nessun rapporto giuridico fra le azioni dello Stato come tale ed il popolo perchè esse non sono nè giuste, nè ingiuste: sono perchè sono, semplicemente. Rapporto giuridico esiste invece e solo può esistere fra il popolo esercitante la sovranità e gli organi preposti all'esercizio della potestà d'impero: tale rapporto è di responsabilità, ma esso compete

a persone e ad organi, mai allo Stato il quale è irresponsabile. La irresponsabilità del re, negli Stati monarchici non è solo una forma di riguardo e di rispetto alla persona „sacra ed inviolabile“ ma principalmente forse una giusta considerazione di quell'ente che simbolizza lo Stato. Il diritto non sta al di sopra dello Stato perchè, coevi, stanno uno accanto all'altro. Tutte le azioni giuridiche racchiudono in potenza o in funzione, la coazione statale; ma non tutte le azioni statali sono di natura giuridica.

Nel gioco la regola giuridica è entrata sotto la forma ipocrita del giusto: ciò che in Inghilterra si dice „fair play“ e che consiste in una onestà che ha come limite massimo — senza toccarlo — il punto in cui essa potrebbe giovare all'avversario e come limite minimo — senza toccarla — la propria disonestà. E' naturale che tale giustizia o giustezza sia perfettamente inutile. La legge del gioco è la reciproca fiducia in una rettitudine interiore ed in una sincerità esteriore, quindi un principio assolutamente morale; oppure il riconoscimento della valorizzazione della forza o dell'astuzia, principio assolutamente amorale. Fra questi due limiti massimo e minimo, colui che perde invoca disperato il diritto.

La guerra è fatta dagli Stati, essa è perciò un fenomeno di forze. Per un uomo onesto essa è un cozzo orribile; per un osservatore impassibile, un gioco.

Comunque, anche se al principio della grande guerra, qualche prete tedesco ha affermato, con spirito e ragionamento prettamente teutonici, che la guerra è un bagno di acciaio per i popoli, non c'è più nessuno oggidì che non ammetta il carattere inumano della guerra.

L'errore degli uomini è forse stato quello di rassegnarsi a credere la guerra un fenomeno brutto sì, ma naturale, inevitabile e di partire nella lotta contro di essa con il presupposto pessimista che essa non può essere cancellata dagli eventi che occorrono all'umanità.

Così è nata tutta quella sequela di movimenti ingenui i quali, nella loro semplice onestà e credenza hanno pettinato il capo al mostro per farlo apparire di una ferocia più clemente. E sono sorte

Eine hochfeine orientalische Zigarette:

„IZMIR“

fr. 0.70

per 20 St.

molte istituzioni, come la Croce Rossa, le quali nella luminosità del loro intento, abbagliate dalla loro stessa luce, non hanno avvertito che illuminavano il male. Come se alcune ambulanze sui campi di battaglia valessero ad alleviare il male che la guerra porta; anche con la Croce Rossa e tutti i paramenti e le vesti carnevalesche, la guerra è sempre tale. Il colmo dell'assurdità è stato raggiunto anche qui dalla creazione di ipotetiche regole di guerra le quali dovrebbero imporre alle parti belligeranti determinati obblighi e maniere di agire. Ora è assolutamente assurdo voler dare veste e forma giuridica ad un fenomeno retto dalla legge del più forte, e che contiene in sé la negazione di ogni ragione e di ogni diritto: è privo di senso pretendere che in guerra non si adoperino i gas e le pallottole dum dum e che si debba avvisare solennemente colui che è diventato l'oggetto del nostro odio e della nostra violenza. A mali estremi, estremi rimedi.

Ogni cosa vien meno non per un indebolimento o per la apparente scomparsa della legge che ne imprime il moto della vita, ma per la esagerazione della stessa legge di vita. Per questo la morte non è che un aspetto della vita, essa è in ogni momento vitale come una possibile e facile realtà. Nell'amore, per parlare di un solo aspetto nel campo del sentimento, la morte dell'affettività non si ottiene con la diminuzione dei rapporti, o la trascuratezza voluta dell'oggetto amato, chè, in questo caso, la legge, diciamo così, d'amore come un motore non forzato, opera magnificamente ed impeccabilmente; bensì spingendo la legge ed i rapporti che essa regola alla esagerazione. Ogni legge di vita contiene in sé il proprio suicidio, il quale è l'unica vera morte. Tutti i popoli morti si sono suicidati. Nessuno è stato ucciso mai e spesso un tentativo di assassinio di un popolo lo ha condotto o determinato a sicura rinascita.

La volontà trova la sua tomba nella esagerazione dei suoi rapporti con le cose (industrie) e dei suoi rapporti con gli uomini (azioni). E' questa una delle più dolorose realtà create dallo scibile di non poter fare che ciò che è stato fatto non sia fatto.

La ragione spinta all'esagerazione, quando non diventa pazzia sfocia nel pessimismo che è molto più difficile a guarire.

La legge giuridica anch'essa si uccide laddove i suoi principi siano applicati strettamente, in altre parole esagerati, per cui il *summum ius* diventa *summa iniuria*.

Così anche la guerra non potrà essere cancellata dalla faccia del mondo che portandola, con la esagerazione della sua legge di forze, al suicidio. Per questo hanno fatto di più per la causa della pace coloro i quali hanno inasprito i mezzi di guerra, creando la dinamite, come Nobel. Il diritto internazionale, comprendente anche

le regole di guerra non potrà mai esistere finchè non sarà creato l'organo superiore il quale dia a quelle norme il carattere coercitivo: ma anche in questo caso è necessaria una forza superiore, materiale.

Ed in questa ipotesi l'enigma si pone in questi semplicissimi termini: o si condanna la guerra come fatto criminoso e punibile, senza nessuna riserva; o la si ammette in tutta la sua atrocità di cupidigia e di violenza.

Franco D. Gallino, iur.

SOLL MAN BRIEFE SCHREIBEN? — MAN MUSS BRIEFE SCHREIBEN!

Die Emanationen der menschlichen Tatkraft, die Briefe heißen, zerfallen in zwei Arten: solche, die aus den eigensüchtigen Trieben des Verfassers entstehen und die man im weitesten Sinne Geschäftsbriefe (business, alte und neue Sachlichkeit) nennt, und solche, die um des Empfängers willen entstehen. Man kann sie Liebesbriefe nennen, obwohl dieses Wort gewöhnlich in einem engeren Sinn gebraucht wird.

Die erste Kategorie wird durch die moderne Technik mehr und mehr in Telephon, Telegraph und Flugpost verflüchtigt. Blicke also nur die zweite. Aber da in unserer Zeit der Herzmuskel immer weniger strapaziert wird, werden Briefe immer seltener.

Das ist ja sehr gut zu verstehen. Hast, Lebenskampf, Bürgerkrieg schaffen keine Atmosphäre für behagliche Briefstellerei. Der lange gemütliche Berichtbrief des Sohnes von der Universität, des Mannes von der Geschäftsreise, der Freundin aus der Stadt an die Freundin auf dem Lande existiert nicht mehr. Er hat sich überlebt. Zeitungen, Bücher, Radio sind an seine Stelle getreten.

Aber wenn auch diese Art von Briefkunst zurückgegangen ist, das Briefschreiben ist nötiger denn je; denn noch nie waren die Menschen so trostbedürftig wie gerade jetzt. Mag der reife, mitten im Leben stehende Mensch seinen Briefstoß an jedem Morgen mit Ungeduld überfliegen, immer noch gibt es Herzen, die höher schlagen beim Anblick ihres Namens auf einem Briefkuvert. Der ganz alte und der ganz junge Mensch, der ganz einfache und der ganz einsame können auf die direkte Nachricht nicht verzichten. Man braucht nur einmal einer Briefverteilung in der Sommerfrische beizuwohnen. Nicht nur Glück, auch Stolz malt sich auf den Zügen des jungen Mädchens, wenn es den Brief und die zwei Ansichtskarten in Empfang nimmt. Und wie verzweifelt sieht der junge Mann aus, der seit acht Tagen leer ausgeht. Bei Tische kann man dann am Appetit erkennen, wer erwünschte Post erhalten hat und wem sie ausgeblieben ist. Der große Menschenkenner Christian Morgenstern hat in voller Erkenntnis dieses Bedürfnisses sein Warenhaus für kleines

Glück errichtet, in dem sich bescheidene Leute einige Briefe täglich bestellen können, unpersönliche, aber doch Briefe.

Es wird nicht genug geschrieben. Jeder Mensch lernt von jung auf, sich täglich zu waschen. Ganz ebenso müßte jeder lernen, täglich seine Briefe zu schreiben. Nichtwaschen aber gilt als schimpflich, während Nichtschreiben geradezu eine Ehre ist. „Ich habe meiner Mutter seit drei Monaten nicht geschrieben“ oder „meine Freunde hören jahrelang nichts von mir“, wird zwar im Ton der Klage verlaublich, aber ein Unterton von Selbstgefälligkeit klingt mit. Der Brief ist nämlich ein bürgerliches Vehikel; der Snobismus verbietet, es zu gebrauchen. Es gilt für fein, für differenziert, keine Briefe zu schreiben.

Natürlich gesteht das niemand. Andere Gründe werden vorgeschoben. Wenn die Leute alle Zeit, die sie brauchen, um Ausreden für ihr Nichtschreiben zu erfinden, zum Schreiben benutzten, so stünde es um diese Sache besser. „Ich habe keine Zeit“; „es fehlt mir an Stoff“; „ich bin für meinen Freund ohnehin zu den höchsten Opfern bereit, was soll ihm da ein trivialer Brief“; oder „wozu einem schreiben, der ohnedies weiß, daß man ihn liebt?“ Das alles istbarer Unsinn. Zeit hat man immer, Stoff desgleichen; Gelegenheit, den Freund aus Tigerklauen zu befreien, hat man nie, und seiner Liebe muß man einen Menschen jede Viertelstunde versichern, sonst hat er alle Ursache, daran zu zweifeln.

Wer hat den Mut, eine Frage, die man an ihn richtet, unbeantwortet zu lassen? Einen Brief nicht zu beantworten, ist eine weitverbreitete üble Gewohnheit, die manchmal zum Verbrechen wird. Wer weiß, was für entsetzliche Schmerzen Warten bereiten kann, der kann die meßbare Menge von Unglück ahnen, die Nichtbeantworten bereitet. Wenn auch die Sache nicht immer so schlimm ausgeht, wie mit der armen Mutter von Kellers „Grünem Heinrich“, so gibt es doch Millionen Mütter, deren Herz einen Sprung hat, weil ihr Sohn seinerzeit versäumt hat, eine Karte zu schreiben, auf der stand: „Liebe Mutter, meine Bergpartie war wunderschön und ist sehr gut verlaufen. Dein Dich liebender Sohn Franz.“ Dieser Sohn verdient, in der Hölle zu schmoren.

Wir brauchen keine langen und geistreichen Briefe zu schreiben. Eine Flut von Glück würde sich über die Welt ergießen, Selbstmorde würden seltener werden, wenn wir uns entschlössen, oft, kurz, warm und einfach zu schreiben. Aber Wichtigtuerei und Trägheit des Herzens hindern uns daran. Und dann noch eine moderne Teufelserfindung: wir haben Hemmungen.

Diese tragen die meiste Schuld. Briefe müssen nämlich dem ersten Impuls folgend geschrieben werden. Briefe müssen am gleichen Tage, an dem sie kommen, beantwortet werden. Antworten halten sich so schlecht wie rote Rosen im Juni. Die Aufgabe wird

immer schwerer. Je länger man zögert, desto mehr hat man das Gefühl, daß der Brief sachlich besser fundiert, stilistisch feiner abgefaßt sein müßte. Wenn man die Nachricht von einem bevorstehenden Besuch mit einem Kärtchen beantwortet: „Wie schön, daß du kommst! Ich freue mich so sehr!“, so klingt das wie ein Jubelruf. Hat man acht Tage mit der Antwort gezögert, so genügt ein lyrisches Gedicht nicht mehr, selbst wenn es mit byronesker Glut abgefaßt ist.

Die einzige Art von Briefen, die aufgeschoben werden dürfen, sind Glückwünsche an Neuvermählte. Hier empfehlen sich als Wartezeit zehn Jahre. Sonst kann einem leicht Folgendes passieren: Man schreibt einem jungen Paare, das sich gerade auf der Hochzeitsreise nach Kalkutta befindet, einen Glückwunschbrief nach London. Nach drei Monaten zurückgekehrt, in nichts einig als in dem Gedanken, sich scheiden zu lassen, finden die jungen Leute auf ihrem Tisch folgende Zuschrift: „Meine Lieben, daß Ihr Euch gefunden habt, kann einen mit der schlechten Welt versöhnen. Es ist herrlich und beruhigend, Euch beieinander zu wissen, eins das andere schützend und beglückend, und zu denken, daß Ihr die rechten Menschen seid, ein solches Glück bis ans Lebensende treu zu bewahren.“

Merkwürdig leicht drücken einem Wut und Trauer die Feder in die Hand, sehr zu unserem Schaden. Denn der Brief, den wir heute im Zorne mit „Elender Gauner“ als Ansprache beginnen, würde schon am nächsten Tage die Überschrift „Sehr geehrter Herr“ tragen, was nicht nur feiner, sondern auch praktischer wäre. Wut muß man ausrauchen lassen, da Zorn kein Argument ist. Ebenso verwerflich ist das Bedürfnis, schlechte Nachrichten rasch zu verbreiten. Eine Trauerkunde, die einen nicht direkt angeht, erfährt man überhaupt nie spät genug. Aber gerade solche Mitteilungen werden mit der Flugpost statt mit der Schneckenpost befördert. Für Leute, die nicht in der Welt leben, sind infolgedessen Telegramm und Trauerbotschaft geradezu identische Begriffe. Als ein Berliner letzthin in einen Gasthof im Salzburgischen kam, wo er sich vorher ein Zimmer bestellt hatte, kam ihm die kleine Tochter des Wirtes weinend entgegen. „Um Gotteswillen, Kind, was ist geschehen?“ fragte der Gast. „Für Ihna is a Telegramm ankommen“, schluchzte das Kind. Wenn schon ungeschäftliche Eilbotschaften abgesendet werden sollen, so wäre es wesentlich ersprießlicher, einem Freunde zu drahten: „Habe soeben in Bonn herrliche Kalbsaxe gegessen. Hans.“ Oder „Nach erfrischend heißem Bade grüßt dich herzlich Bill“. Die einzige Trauerbotschaft, die auf Eilweg zu verbreiten wäre, ist: „Onkel Adolar und Tante Eulalie lassen sich wegen später Eheirrung scheiden.“

Während alle Unlustgefühle nach dem Schreibzeug drängen,

ist es erstaunlich, wie stark die retardierende Wirkung ist, welche Begeisterung, Liebe und Freude auslösen. Zwanzig Jahre lang habe ich mir nach jedem Konzert von Johannes Messchaert vorgenommen, dem herrlichen Manne zu schreiben, wie glücklich ich bin, wenn er Schuberts „Nacht und Träume“ singt. Aber er ist früher gestorben, als mein Brief fertig war. Mit jener verständnisvollen Nachsicht aber, die man sich selbst gegenüber immer walten läßt, sage ich mir: „Ich war eben zu bescheiden. Ich wollte nicht aufdringlich sein. Große Persönlichkeiten werden ja ohnehin mit Briefen überflutet.“ Jawohl werden sie überflutet: mit Preiskatalogen aus Pelzgeschäften, mit Darlehensgesuchen, mit Manuskripten, die sie beurteilen, mit Dramen, denen sie zur Aufführung verhelfen sollen, mit fatalen Annäherungen, wenn sie Schauspieler, mit Beschimpfungen und Drohungen, wenn sie Politiker sind. Wer eine wirkliche Leistung vollbracht, wer den Menschen aus der Seele gehandelt, gesprochen, geschrieben oder musiziert hat, bekommt fast nie einen freundlichen, einfachen, dankbaren Brief.

Das hängt aber nicht nur mit der vorgenannten Trägheit des Herzens zusammen, sondern auch noch mit einem andern unausrottbaren Übel: der sogenannten Schulbildung. Je größer die ist, desto langweiliger die Briefe. Die „Gebildeten“ benehmen sich nämlich beim Briefschreiben wie schlechte Journalisten. Nicht die Sache, die sie berichten sollen, ist ihnen wichtig, sondern nur, wie sie sich selbst bei der Darstellung ausnehmen werden. So kommt es, daß ihre Briefe häufig ledern, leer, farblos sind.

Wie anders der Brief, den letzthin eine Wiener Fabrikarbeiterin an ihre Eltern, Bauersleute in der Steiermark, schrieb: „Ich grüße Vater und Mutter, die Tante und den Poldl. Seids Ihr gesund? Ich bin gesund. In der Fabrik ist es nicht so schön zum Arbeiten wie zuhause bei Euch auf dem Feld, weil hier zu wenig Luft ist. Aber es ist viel lustiger. Seit Ostern gehe ich mit einem sehr lieben Burschen. Er heißt Otto. Vielleicht wird einmal was mit uns zwei. Aber nicht bald, weil er für seine Mutter zum Leben verdienen muß. Kann mir die Tante ihren grauen Flanellunterrock schenken? Ich zahl die Post. Möchte mir eine Hose daraus machen lassen zum Turnfest. Der Otto ist ein guter Turner. Hat die scheckete Kuh schon das Kalb? Das wird eine Freude sein. In meinem Zimmer raucht der Ofen. Die Minnerl, was meine Zimmerkameradin ist, und ich sparen schon auf den Herbst für einen neuen. Habt Ihr heuer viel Birnen? Otto ißt sie so gern. In der Stadt ist nichts mit Birnen, sie schmecken so wässerig. Der Otto ist ein sehr hübscher Mensch. Er will zu Weihnachten zu Euch kommen, damit Ihr ihn sehts. Eure Franzl.“

Alles, was Eltern zu wissen brauchen, steht in diesem Brief drin. Und wer möchte nicht gern der Franzl ihr Otto sein?

Dr. phil. Eugenie Schwarzwald.

SCHWEIZERDEUTSCH ALS SCHRIFTSPRACHE?

So war der Aufsatz in der Juli-Nummer des „Schweizer-Spiegel“ betitelt, in welchem Pfarrer Dr. Emil Baer allen Ernstes einer alemannischen Schriftsprache das Wort redete. Dadurch wurde eine ausgiebige Diskussion angeregt, die noch lange nicht abgeschlossen ist und die auch nicht so rasch versanden darf. In der September-Nummer der genannten Zeitschrift kamen die verschiedensten Stimmen erstmals öffentlich zum Wort. Daraus folgte vor allem, daß die Sache nicht so einfach ist, wie sich der Initiator vielleicht anfangs vorgestellt hat, und daß man für die Mundart auch sonst wirken kann, ohne sie gerade zur Schriftsprache erheben zu wollen.

Das Büchlein von Emil Baer, „Alemannisch, die Rettung der eidgenössischen Seele“ (Rascher, 1936) enthält eine ziemlich umfassende und doch kurze Darstellung unserer Mundartfrage überhaupt, stellt aber die ganze Frage in eine durchaus unangebrachte, ja gefährliche politische Beleuchtung. Eins ist wahr: wenn unsere Mundart wirklich ernstlich gefährdet ist und wir unbedingt daran festhalten wollen, dann ist der Vorschlag Baers die radikale Lösung. Auch Gegner seiner weitgehenden Vorschläge billigen ihnen zu, daß sie unbedingt zum Ziele (Erhaltung unserer Mundart um jeden Preis) führen. Aber sie glauben, daß auch weniger umstürzende Bemühungen zum Ziele führen, ja daß vielleicht weniger für unsere Verhältnisse mehr bedeute. An Baers Büchlein scheiden sich die Geister. Wer glaubt, daß die Schweiz dadurch, daß wir mit dem Deutschen Reich die Schriftsprache gemeinsam haben, in ihrer Existenz bedroht sei, muß ein eifriger Anhänger der „Alemannischen Aktion“ werden. Wir aber sehen nur eine Gefahr für unsere Mundarten und vorläufig keine solche für unsere ganze kulturelle und staatliche Existenz. In der Diskussion wollen wir darum das Politische bewußt ausschalten.

Schon seit Jahren und Jahrzehnten haben Mundartliebhaber sich für die Erhaltung unserer eigentlichen Muttersprache eingesetzt. Ist sie denn wirklich in Gefahr? Gerade dem Studenten, der in Zürich studiert, muß man jedenfalls nicht erst das gefährdete Milieu erschließen, er lebt ja gerade darin. In keiner Schweizerstadt ist der Zerfall der Mundart so weit vorgeschritten wie in Zürich. Achtet nur einmal auf eure eigene Sprache und auf die eurer Umgebung; wenn ihr noch nichts Schlimmes bemerkt, dann hört etwas genauer auf die Ladenfräulein, auf Beamte, Behördemitglieder oder Politiker, wenn sie sich bemühen, schweizerdeutsch zu sprechen! Es ist schon viel gewonnen, wenn ihr die Schnitzer erkennt. Oft merken wir gar nicht, was für ein schauderhaftes Deutsch wir sprechen. Aber nun kommt die Frage: wollen wir überhaupt an unserer Mundart festhalten? Könnten wir nicht ebensogut schriftdeutsch sprechen, wie wir schriftdeutsch schreiben? Mit einem, der so denkt, kann ich allerdings nicht diskutieren. Die Liebe zur Heimat, zu unserem Staat, zu unserer

Kultur schließt für mich die Liebe zu der sprachlichen Überlieferung, zu der mundartlichen Mannigfaltigkeit mit ein. Wie stark ist doch das Band, das sich im Ausland augenblicklich von Schweizer zu Schweizer knüpft, sobald wir nur die vertrauten Laute unserer oder irgend einer schweizerischen Mundart vernehmen! Wie kräftig und frisch und warm ist doch die unverfälschte Sprache auf dem Lande, wo die großstädtische Gleichmacherei und Verflachung noch nicht hingedrungen ist! Spüren wir da nicht, wie billig die Stadtsprache ist oder zu werden sich anschickt, wie ungleich wertvoller, tiefer, wie viel reicher an Ausdrucksmöglichkeiten und Gemütswerten die „Bauernsprache“ ist! Zum Glück ist sie bei uns nicht nur Bauernsprache. Unsere Professoren sprechen dieselbe Sprache wie die Kaminfeger und Straßenputzer. Prächtig das! „Die Herren sollen bei den Bauern liegen“, hieß es im Schwabenkrieg. Darum sind die sozialen Gegensätze bei uns nie in dem Maße wie in andern Ländern zum Ausdruck gekommen, weil sie sich nie über alle Lebensgebiete erstreckten. Wer sich mit seiner gewählten Sprache (womöglich Hochsprache) zu distanzieren sucht, bricht mit einer der besten schweizerischen Traditionen. Und auch die Vielfalt unserer Mundarten ist etwas Herrliches! Wie spürt man gleich, wen man vor sich hat! Allein im Kanton Zürich kann man leicht ein halbes Dutzend Varianten feststellen. Das ist einer aus dem Rafzerfeld, der ist vom Oberland, der ist ein Seebub, und ein anderer ist aus der Gegend von Elgg. Und noch viel leichter gelingt diese Herkunftsbestimmung im großen, ganzen Schweizerland, soweit man Deutsch spricht. Nur wer sich seiner Herkunft schämt, verachtet seine angestammte Mundart und sucht sie baldmöglichst mit einer wertlosen Stadt-Scheidemünze zu vertauschen.

Diese Sprache, unsere eigentliche Muttersprache, wollen wir vor dem Untergang bewahren. In den Städten ist die Gefahr am größten. Aber ist sie so groß, daß nur die allerradikalste Kur noch helfen kann? Wir glauben es nicht.

Die Neue Helvetische Gesellschaft, Gruppe Zürich, hat am 23. November und 9. Dezember vorigen Jahres öffentliche Ausspracheabende veranstaltet. Am ersten Abend hielt Prof. Dr. E. Dieth ein ausgezeichnetes Referat in Ostschweizer Mundart über: Meine Muttersprache ist Schwyzertütsch. Er will nicht, wie Baer, das Schweizerdeutsche im allgemeinen retten, sondern alle Lokaldialekte. Der Preis, mit dem eine eigene Schriftsprache bezahlt werden müßte, ist zu hoch. Viele Holländer bedauern die sprachliche Abspaltung vom hochdeutschen Block. Und solange es noch ein Zürichdeutsch, ein Bern- und ein Baseldeutsch gibt, solange gibt's keine Gemeinsprache, wenn auch die Entwicklung in den Städten daraufhin tendiert.

Prof. Dieth stellte dann u. a. folgende Forderungen auf: 1. Meh Dialäkt rede! — In Versammlungen, Sitzungen, Vorträgen usw. Die Gebildeten sollen vorangehen, damit nicht die verkehrte Ansicht aufkommt, es sei ungebildet, zürichdeutsch zu sprechen. 2. En Mischmasch vermyde, Zersetzig abbrämse! Wir müssen den Polizisten spielen, einer für den andern. Unsere Laute sind weniger in Gefahr als der Wortschatz. Mer seit: gaume, rüere, Binätsch, Bölle, Pfnüsel, und nüd: hüete, werfe, Spinat, Zwible (ussert im Berntütsche), Schnuppe. Die Vor- und Geschlechtsnamen, die Straßen- und Flurnamen müssen zürichdeutsch ausgesprochen werden. Also: Schnyder, Huser, Murer, Märt und Chile, statt: Schneider, Hauser, Maurer, Markt und Kirche! 3. Mundart schribe! Am allerliebschte hett i sälber Mundart gschribe. Es wär eigetli am Platz für e so en Stoff und bsunders für über en Mundartvortrag zbrichte. Aber i ha fascht echli gfürcht, mer läsis weniger gern uf Züritütsch, uf all Fäll weniger liecht! Und dänn häts na e grossi Schwirigkeit: es git na käs Schwyzeralphabeth. Vorläufig chas jede schrybe wie-n er will. Fanged nu au a, er gsehnd dänn, das es nüd eso liecht isch wies usgseht. Aber e sones Abc mues na cho. De Profässer Dieth hät gseit, und mit Rächt, wänn eine well schwyzertütsch rede, mues er sin Vortrag au chönne schwyzertütsch schrybe. Es brucht au susch na Richtlinie oder Empfelige für allerhand Spezialfrage, womer eifach emal mues etscheide.

An dieser ersten Veranstaltung der N.H.G. wurde auch dem Vertreter des Alemannischen Gelegenheit gegeben, seine Ansichten darzulegen. Dr. Baer trat mit fanatischem Eifer für seine Sache ein. Die Mundarten müßten ausgeglichen werden. Die Schule hätte aber neben der neuen Sprache doch noch die bisherige Schriftsprache zu lernen. Am zweiten Diskussionsabend kamen dann alle möglichen Ansichten zum Ausdruck, doch wurde die Mundart von allen Rednern als der kräftigsten Unterstützung wert betrachtet. Die Redner wurden nach dem Rezept von Prof. Dieth gleich scharf unter die Lupe genommen und unvermeidlich sich einstellende sprachliche Schnitzer in freundschaftlicher Weise korrigiert. Einige ältere Herren glänzten aber geradezu mit ihrer ursprünglichen Mundart, so daß man nur wünschen konnte: Wänn is nu au eso chönnt!

Ernst Altorfer, phil. I.

Wie wir vernehmen, hat der Verband der Sekundarlehramtskandidaten die Absicht, in nächster Zeit dieser Frage einen Abend zu widmen. Eine berufene Persönlichkeit wird die Einführung halten.

BUCHBESPRECHUNGEN.

A. M. Uhlenkamp, *Drei Jahre machen einen Mann*. Morgarten-Verlag A.-G., Zürich und Leipzig 1936.

Wie ein vom Erlebnis des Krieges erschütterter junger Mensch durch einen väterlichen Freund und Arzt seinen Weg zum Leben findet, erzählt uns der Verfasser auf eine eindringliche und packende Weise. Dieser Stu-

dent Suter, der nach mancherlei Irrungen und Schicksalsschlägen zum Manne wird, ist — trotz der zeitlichen Verlegung der Handlung — einer von uns. Wir finden in seinem Ringen um die Männlichkeit unsere eigenen Nöte und Schwächen, und das macht uns das Buch, das nicht in der Resignation verharret, vertraut und lesenswert. Die Sprache Uhlenkamps ist, wenn auch bisweilen vielleicht etwas zu trocken, von einer wohlthuenden Sauberkeit. F. T.

Eberhard Grisebach, *Freiheit und Zucht*, Rascher-Verlag, Zürich und Leipzig 1936.

Ein Wort Heinrich Pestalozzis, das der Verfasser als Motto gewählt hat, ist diesem Buche vorangestellt: „Es sollte nur winken, nur anregen und beleben...“

Dieses pädagogisch-philosophische Werk des Verfassers der „Gegenwart“ einer kritischen Ethik ist in der Tat wie kaum eines befähigt, an Hand von konkreten Beispielen den Studierenden eine Anregung geben zu können, sich selbständig in den Konflikten aller Art zu orientieren und die Gefahrenquelle in sich selbst zu erkennen. Eberhard Grisebach hat in ihm die Ergebnisse seiner Arbeit allgemeinverständlich zusammengefaßt, und darin liegt sein eminenter Vorteil. Sowohl dem Akademiker als auch dem interessierten Laien gibt der Verfasser hier Rechenschaft von der Anwendung realen Denkens auf eine Reihe positiver Fragen und Antworten, die das heutige Verhältnis der Generationen auf dem Boden der Schule, der Familie und der Universität wie der Gemeinschaft überhaupt betreffen. In schlichter und besonnener methodischer Arbeit werden der Philosophie, Pädagogik und Psychologie neue Aufgaben gegeben und ihre Beziehungen klargestellt, indem sich der Verfasser von der Wirklichkeit seine Probleme stellen läßt.

Es ist ein notwendiges Buch, weil es aus unserer gemeinsamen Not heraus geboren wurde, um zu helfen. F. T.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Kommilitonen!

In der ersten Februarwoche wird Euch die Studentenschaft in Eurer ganzen Vielseitigkeit beanspruchen:

Am Vorabend des Uniballes, Donnerstag, den 4. Februar, spricht Prof. Dr. Felix Somary, Zürich, über „Schweizerische Gegenwartsprobleme“.

Die Zeit ist überaus günstig, einen der hervorragendsten Bankpolitiker, der weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannt ist, über unser Landesschicksal sprechen zu hören. Diesem Vortrag kommt wegen seiner Einzigartigkeit überragende Bedeutung zu.

Kommilitonen, Euer Interesse für kapitale Landesfragen soll Selbstverständlichkeit sein. Zeigt, daß Ihr den Saal „zum Bersten“ bringen könnt!

Der Vortragsausschuß der Studentenschaft der Universität.

BERATUNGSSTELLE FÜR WEHRFRAGEN.

Sprechstunde Mittwoch, 10—11, im Zimmer 32 d, Hauptgebäude der ETH.

Die Beratungsstelle steht allen Angehörigen der beiden Zürcher Hochschulen zur Verfügung. Durch Zusammenarbeit mit erfahrenen Fachleuten ist sie auch in der Lage, über besondere militärische Fragen, die die Studierenden interessieren, Auskunft zu geben.

Die nächste Nummer erscheint am 15. Februar. Redaktionsschluß 3. Februar.

Z u s c h r i f t e n sind an den Redaktor des Zürcher Student:

Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.